

Man könnte auch ganz anders leben

Ein Wohnprojekt als Ort der Seelsorge

IRENE WIDMER

Es ist ein milder Augustsamstag in diesem Sommer. Im Hof unseres Gemeinschaftsgebäudes herrscht Feststimmung. Kurt setzt eben zur Begrüßungsrede anlässlich seines Geburtstages an. Er feiert seinen vierzigsten. Es ist das erste Fest dieser Art in seinem Leben. Früher hätte es seine Kräfte überstiegen, so zu feiern. Die Rede gelingt. Die zahlreichen Gäste lachen und freuen sich mit ihm.

Viele Aspekte haben dazu beigetragen, dass sich Kurts psychische Gesundheit in den vergangenen Jahren zusehends verbessert und stabilisiert hat. Manches hat er seinem eisernen Willen und seiner tiefen Gottesbeziehung zu verdanken. Daneben waren es sicherlich die fachmännische therapeutische Hilfe, seine Familie, treue Freunde, Gebetsunterstützung und eine erfüllende Arbeit, die ihm entspricht, ihn fördert und fordert. Wesentlich auf dem Weg zu seinem ersten großen Fest war aber sein Mitleben in christlicher Gemeinschaft. Seit einigen Jahren lebt Kurt nämlich in unserer Wohngemeinschaft.

Christliche Gemeinschaft schreibt gängige Definitionen um

Eigentlich ist es ja ein Phänomen. Da zieht ein Mensch neu bei uns ein, nimmt „begleitetes Wohnen“ in Anspruch, und oft genug ist es der Betroffene selbst, der sich noch

für eine ganze Zeit über seine ungelösten Fragen definiert oder definieren muss. Auf die Frage, wie so er denn bei uns leben möchte, erhalten wir als Antwort die Diagnose seines Zustandes: „Ich bin eben manisch-depressiv.“ – „Ich leide an den Folgen meiner Entwicklungstraumata.“ – „Ich bin psychotisch.“ – Ich bin schizophren.“ Gewiss haben sich unsere unbegleiteten Mitbewohner mittlerweile ein gewisses Fachwissen angeeignet, und uns als Leiter der Gemeinschaft bewegt die Frage, wie wir denn den Betroffenen möglichst professionell Hilfestellungen bieten können. Aber in unserem Zusammenleben sind andere Fragen genauso wichtig: „Wo liegen deine Interessen?“ – „Welche Gaben möchtest du in die Gemeinschaft einbringen?“ – „Welche Vorlieben haben wir gemeinsam?“

Warum haben solche Dinge für uns einen besonders hohen Stellenwert? Es ist uns grundlegend wichtig geworden, wie sich unsere Mitbewohner sehen oder mit welcher Haltung wir, die so genannten Gesunden, ihnen begegnen. Sind sie unsere „Kranken“, „Hilfsbedürftigen“, „Patienten“, „Klienten“ oder wie auch immer sie sich oft selbst definieren? Oder sind es zuallererst einfach Menschen, die mit uns ihr Leben teilen, Leib Christi leben, Reich Gottes gestalten und mitprägen? Neulich stand eine unserer „begleiteten Frauen“ reichlich verärgert in der Gemeinschaftsküche. Gerade war sie von einer Bekannten als „halt psychisch krank“

abqualifiziert worden. „Was soll denn dieser Blödsinn?“, schimpfte sie lauthals. „Stimmt, ich habe psychische Beeinträchtigungen, aber deshalb bin ich doch nicht einfach psycho ... Mein Name ist immer noch Frau Ehrbar und nicht Frau Psycho. Wenn ich mir ein Bein breche, bin ich ja auch nicht ein Beinbruch, sondern ich habe einen Beinbruch, oder?“ Sie hatte meine volle Zustimmung.

In unserem Miteinander von „Begleiteten“ und „Unbegleiteten“ gibt es unzählige Gelegenheiten, bei denen sich das mögliche Gefälle von „stark“ und „schwach“, „gesund“ und „krank“, „fähig“ und „unfähig“ nivelliert oder sogar umkehrt. Es leuchtet jedem ein, dass nicht der unbegleitete Theologiestudent, sondern die eben zitierte Frau Ehrbar die beste Tomatensoße kocht und gerne ihr Wissen weitergibt. Ermutigende Gedichte, die viele im Haus geistlich aufbauen und stärken, stammen aus der Feder des oben genannten Geburtstagskinds. Und wer wird bei Problemen gerne um Gebet und Rat gefragt? Nicht selten auch jene, die die größten Erfahrungen damit haben – die im „Begleiteten Wohnen“ eben. Zudem deckt das Zusammenleben immer wieder Grenzen und Schwächen auf – nicht nur bei den „Begleiteten“, sondern bei allen, die hier gemeinsam leben. Es muss am Charakter geschliffen werden, alte Wunden

Foto:

Freitagabend im Wohnprojekt „Ensemble“



brechen auf, unheilvolle Verhaltensmuster kommen ans Tageslicht. Oft genug finden wir uns im selben Boot wieder. Und die „Schwachen“ werden in manchen Situationen zu wahren Perlen der Gemeinschaft. Henri Nouwen kann uns in seiner Haltung gegenüber seinem zu pflegenden Patienten als gutes Beispiel dienen. Er schreibt: „Adam war mein Freund, mein Lehrer und mein Wegbegleiter: ein ungewöhnlicher Freund, denn er konnte Zuneigung und Liebe nicht so ausdrücken, wie es die meisten tun; ein ungewöhnlicher Lehrer, denn er konnte über Ideen und Begriffe nicht reflektieren; ein ungewöhnlicher Wegbegleiter, denn er konnte mir keine konkreten Hinweise oder Ratschläge geben.“¹ Wenn man weiterliest, begegnet man in diesem Adam einem schwerstbehinderten Epileptiker, der weder sprechen noch gehen kann und auf intensivste Betreuung angewiesen ist. Was war er jetzt? Adam – Henri Nouwens, des großen Theologen Freund? Oder der Schwerstbehinderte, der in der Gemeinschaft, in der Nouwen lebte, am meisten Arbeit machte? Patient oder Freund? Behinderter oder Bruder in Christus? Sicher war er beides, doch die *Haltung*, die sich in Nouwens Worten ausdrückt, ist



Kurt hält zum ersten Mal eine Rede

FOTO: PRIVAT

entscheidend: Trage ich in mir Gedanken, die ein Gefälle zwischen dem zu Begleitenden und mir festhalten? Ich, die Gesunde – sie die Kranke; ich die Nicht-Behinderte – er der Pflegefall? Dabei geht es nicht darum, die Realität romantisch und lebensfern zu verklären. Es stimmt ja: Der andere trägt eine Bürde mit sich, die ich in diesem Ausmaß nicht kenne. Letztlich ist es die Bibel selbst, die uns in dieser Hinsicht zu neuem

Denken anregt: „Vielmehr sind die Glieder des Leibes, die uns die schwächsten zu sein scheinen, die nötigsten ..., aber Gott hat den Leib zusammengefügt und dem geringeren Glied höhere Ehre gegeben, damit im Leib keine Spaltung sei, sondern die Glieder in gleicher Weise füreinander sorgen“ (1. Kor. 12,20 ff. Es lohnt sich, den ganzen Text ab Vers 12 zu lesen).

Ein christlicher Gegenentwurf

Bei uns in der Nordwestschweiz haben wir viele Anfragen bezüglich unserer Wohnform. Wir gehören im Raum Basel zu einer verschwindenden Minderheit, die ein gemeinsames Leben von sogenannten Gesunden und Kranken anbietet. Unsere Gesellschaft setzt andere Prioritäten. Was ich jetzt zu formulieren versuche, ist nicht als Pauschalangriff gegen Institutionen, Kliniken und Heime zu verstehen. Wir brauchen sie dringend, aber wir brauchen auch andere Formen und andere Lösungsansätze, um der Not der Gegenwart zu begegnen. Die Veränderungen unserer Gesellschaft haben zur Vereinzelung des Menschen geführt. Die ursprünglichen Gemeinschaften lösen sich weiter auf. Die Zahl der Einpersonenhaushalte wächst, die psychischen Probleme ebenso, und die Rentenversicherung kämpft auch in der Schweiz gegen rote Zahlen. Unsere Gesellschaft, diese stark individualistisch ausgerichtete Gesellschaft, steht vor Riesenherausforderungen.

Wie sollen wir ihnen begegnen? Genügt es, wenn wir Institutionen schaffen und die sozialen Probleme den Fachleuten überlassen? Ist es richtig, dass Spezialisten ein Heim für die Kinder, eine Einrichtung für die Vereinsamten und eine Klinik für die Alten einrichten? Letztlich fördern wir damit, dass unsere Gesellschaft noch stärker in zwar bestens betreute, aber voneinander losgelöste Gruppierungen auseinanderbricht, die kaum mehr etwas miteinander zu tun haben. Die Isolation einzelner Gruppen wird damit nicht gebremst. Unterstützen wir vielleicht gerade als sozial engagierte Menschen diese Entwicklung? Oder sehen wir alternative Möglichkeiten, im Sinne von Jürgen Moltmann, der diese Fragen schon vor Jahren gestellt hat:

„Die menschlichen Leiden, die die industrielle Gesellschaft verursacht, liegen wesentlich in der sozialen Isolation. In ihr breitet sich der ‚soziale Tod‘, die



FOTO: PRIVAT

„Ensemble“ in Aktion

Beziehungslosigkeit aus. Sie wird nicht durch ‚Hilfe‘ und zusätzliche ‚Dienstleistungen‘ überwunden, sondern nur durch neue Gemeinschaft. Erst der Aufbau von Lebensgemeinschaften zwischen Behinderten und Nichtbehinderten, Gesunden und Kranken, Jungen und Alten, Männern und Frauen, kann die soziale Isolation der gegenwärtigen Segregationsgesellschaft überwinden. Durch sie werden nicht nur Symptome kuriert, sondern das soziale Übel an der Wurzel angegriffen.“²

Wir versuchen, im Kleinen etwas davon zu leben. Wir wissen um die Grenzen. Schnell sind auch wir überfordert und brauchen die Fachkräfte, die Kliniken, die Institutionen. Aber in unserer Haltung, im schwachen Versuch unseres Christendaseins haben wir uns aufgemacht, Auseinandergebrochenes einander wieder näher zu bringen. In dem Sinne schaut, denkt, wirkt eine Gemeinschaft von unterschiedlichen Menschen, wo und wie immer wir sie praktizieren, über den eigenen Vorgarten hinaus und zumindest als Denkanstoß in einer Gesellschaft, die in Gefahr steht, den Teufel mit dem Beelzebub auszutreiben, indem sie den Folgen der Isolation und Vereinsamung mit einem sozialen Engagement begegnet, das weitere Ausgrenzung, Isolation und damit Einsamkeit fördert. Das kann uns Christen nicht kalt lassen.

Christliche Gemeinschaft beherrscht einen heilenden Christus

Als letzter Punkt sei erwähnt, dass über christlicher Gemeinschaft eine besonde-

re Verheißung liegt: Wo zwei oder drei zusammen sind, so lehrt uns die Schrift, da ist Christus selbst mitten unter ihnen. Am dichtesten erlebe ich dies beim Abendmahl, das wir jeden Freitag feiern. Es ist bei uns Teil des Abendessens, und wir erinnern uns so an das letzte Mahl, das Jesus mit seinen Jüngern gefeiert hat. Wir brechen zu Beginn das Brot, das wir anschließend als Abendbrot teilen, und reichen den Kelch um den einen, großen Tisch. In Brot und Wein, in Leib und Blut, liegen grundlegende Wahrheiten eines heilsamen christlichen Glaubens. Die Errettung aus Gnade: die Zusage, nach dem x-ten Versagen nochmals aufstehen zu dürfen. Die Vergebung der Sünden: die Zusage, dass Selbstverdammnis ein Ende haben darf. Der Hinweis auf ein kommendes Gottesreich: das Vertrauen darauf, dass einmal jeder Schmerz ein Ende haben wird. Die Erinnerung an Jesu Leiden: die Zusage, dass jedes Leiden am Kreuz letztes Verstehen und Tragen erfährt. Die Botschaft Jesu, dass er das Brot des Lebens ist: die Zusage, dass sein Leib eine wunde, hungrige Seele nährt und aufbaut.

Im Abendmahl ist der auferstandene Herr gegenwärtig. Im gemeinsamen Leben bieten sich aber auch viele andere Gelegenheiten, bei denen der christliche Glaube zur Ressource wird. Vieles geschieht spontan: ein Gebet im Gang, ein ermutigendes

Nur wer innerlich von Selbstsucht, Ichschwäche und Lebensangst frei geworden ist, kann Leiden teilen und andere befreien.
Jürgen Moltmann

